

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 20. Bromberg, den 25. Januar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von **Karl Wickerhauser.**

(5. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Soll hereinkommen“, befahl Wernheimer.

Mit einer tiefen Verbeugung — wollte er den armen Teufel foppen? — riß der Diener die Tür auf. Der da eintrat, war doch nicht der hinausgeworfene Niemann. Nein, eine tadellos angezogene Figur, die wohl eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem hatte.

Niemann sagte:

„Ich vermute, daß Sie sich meiner noch erinnern, Herr Kommerzienrat.“

Wernheimer war starr. Wie der sich verändert hatte!

„Gewiß, mein Herr, und womit . . .“ Artur Wernheimer stieß ein kurzes Lachen aus, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Erst dachte ich, es handle sich um Ihre Wiedereinstellung . . .“ Hier wartete er, daß ihm Niemann zu Hilfe komme.

Der wehrte ab:

„Ich habe mich selbständig gemacht. Ich kenne das Bankhaus Wernheimer aus eigener Erfahrung und möchte mit Ihnen in Geschäftsverbindung treten. Wären Sie bereit, durch Ihre Pariser Kommandite für mich Metallurgiques, Acères, Nord et Est und Société de Forges zu kaufen? Und zwar im Betrage von fünf Millionen Mark.“

Wernheimer lehnte sich in seinen Sessel zurück und tat ein paar tiefe Atemzüge. Vor einer Woche hatte man einem ziemlich unbrauchbaren Buchhalter den Laufpaß gegeben, und nun saß einem derselbe Mensch gegenüber und gab eine Millionenorder. Es war lächerlich. Es war verrückt. Aber es war doch hochinteressant. Französische Stahlaktien! Sie lagen flau. Sie profitieren nicht einmal mehr von der Inflationshausse. Aber wenn man sich schon für solche Werte engagierte, dann am besten in diesem Augenblick. Man wußte allerdings noch nichts. Die Zukunft war ungeklärt. Die Verhandlungen mit der deutschen Schwerindustrie zogen sich ewig hin, es konnte Monate dauern, bis es zu einer Einigung kam. Und da gab es jemand, der in eine enorme Spekulation hineinsteigen wollte — Kurt Niemann, vormals Beamter des Hauses A. Wernheimer.

Der Chef dieses Hauses sprach sehr langsam:

„Es ist mei—n Geschäft, für meine Kommittenten zu kaufen und zu verkaufen. Es freut mich, daß Sie Ihre Lehrzeit bei mir so gut benutzt haben. Aber gestatten Sie einige Fragen!“

Niemann deutete mit einem leichten Kopfneigen seine Bereitwilligkeit an.

„Was für ein Depot können Sie mir stellen?“

Kurt Niemann öffnete seine Aktentasche und entnahm ihr die Banknotenbündel des Haupttreffers, ferner ein von ihm selbst durchgezähltes Päckchen zu hundert- und eines zu fünfzigtausend.

„Hier sind vorläufig 650 000, ich sage vorläufig. Morgen können Sie ungefähr den gleichen Betrag haben. Heute habe ich nicht mehr flüssig. Da Sie die Aktienkäufe per Ultimo tätigen werden, hat es meines Erachtens mit dem übrigen keine solche Eile.“

„Fürs erste wird das genügen. Ob Sie den Rest auf sagen wir eins Komma zwei — schon morgen oder übermorgen einzahlen, ist nicht sehr wichtig. Ich lasse also Ihren Auftrag noch heute hinausgehen. Eine Transaktion in solchem Ausmaß erledigt sich schwer an einem Börsentag. Man könnte die Ordern im schlimmsten Fall noch immer zum Teil stornieren.“

„Das wird nicht nö—tig sein. Ende der Woche sind Sie im Besitz der gesamten Summe.“

„Schön“, meinte Wernheimer, „das wäre dann erledigt. Jetzt sagen Sie mir nur noch, wie Sie auf die Idee gekommen sind, zu diesem Zeitpunkt französische Schwerindustrie zu kaufen. Das Dumping-System kann sich nicht mehr lange halten.“

„Nein, dafür kommt der Stahltrust. Wir einigen uns mit Frankreich, Belgien, Luxemburg. Wozu der mörderische Konkurrenzkampf? Ein jeder hat seinen sicheren Produktionsanteil. Stahl wird teuer werden.“

„Ganz gut, so wird es möglicherweise sein. Aber woher nehmen Sie die Sicherheit?“

„Ich habe das . . ., es ist so, als ob ich das schwarz auf weiß hätte. Die natürliche Entwickelung! Mit dem ständigen Unterbieten geht es nicht weiter. Wenn sich zwei so mächtige Industrien streiten, freut sich nicht einmal der Konsum. Die allgemeine Lage ist dann zu krisenhaft, als daß man von dem billigen Angebot richtig profitieren könnte.“

Niemann hatte diese Sätze des großen Artikels im Börsenteil, der etwa drei Wochen später erscheinen würde, so oft gelesen, daß er sie schon auswendig hersagen konnte.

„Es ist der Anfang der Vereinigten Staaten von Europa. Nicht durch das wirklichkeitsfremde Geschwätz einer Handvoll Intellektueller und Sentamentalisten kommt der Kontinent zu diesem Ziel, sondern durch die Gewalt wirtschaftlicher Tatsachen, durch die allgemeine Vertrustung.“

Erstaunlich, wie der Kerl sprechen konnte! Das war ein schlechter Buchhalter gewesen! In Wahrheit war er ein Finanzgenie.

„Sie meinen, daß die Einigung so nahe bevorsteht? Dann müßten Sie doch auch für die analogen deutschen Werte Interesse haben.“

Niemann lächelte.

„Versteht sich. Ich habe soeben meine Aufträge erteilt.“

„Und wie stellen Sie sich die Entwickelung der französischen Valuta vor?“

„Ich bin nicht allwissend. Immerhin glaube ich, behaupten zu dürfen, daß der Franken noch eine Weile fallen wird. Nicht mehr lange — zwei, drei Wochen.“ Der kommende Großfinanzier sprach ganz leise. „Wir könnten ein Kompagniegeschäft machen. Ich habe einen absolut zuverlässigen Tip. Was meinen Sie dazu?“

Wernheimer keuchte vor Erregung. Stumm streckte er Niemann die Hand hin.

„Kaufen Sie, wenn Paris auf zehn steht!"

Kurt Niemann hatte diese Worte eindringlich geflüstert. Ein tiefes Schweigen folgte. Die beiden starrten einander an.

„Heute notiert der Franken vierzehn. Sie sind also überzeugt, daß er sich noch so weit abschwächen wird! Woher . . ."

Mit einer raschen Bewegung war Niemann aufgestanden und hatte dabei nach seiner Mappe gelangt.

„Sie werden begreifen, daß ich Ihnen darüber keine Auskunft geben kann. Aber verlassen Sie sich darauf, es wird so kommen. Ich habe meine Beziehungen."

Sie standen schon bei der Tür, als Kurt Niemann sich noch einmal zu seinem früheren Dienstherrn wandte.

„Für den Fall, daß sich irgend jemand nach meiner Bonität erkundigen sollte — bis zu welcher Summe bin ich Ihnen gut?"

Artur Wernheimer legte seine Hand beteuernd aufs Herz.

„Sie haben unbegrenzten Kredit bei mir."

„Sie übertreiben!"

„Unbegrenzten Kredit!", wiederholte der andere. „Es wird mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen zu arbeiten."

Der Chef des Bankhauses A. Wernheimer begleitete seinen Gast nicht bloß bis zur Treppe, er ging mit ihm ins Foyer hinunter und verabschiedete sich erst bei der Drehtür mit einem ergebenen Händedruck und Bückling. Viele der Angestellten hatten Niemann gesehen und sofort erkannt. Und viele waren Augenzeugen, wie A. W. beim Abschied vor Niemann Kotau machte. Bald wußte das gesamte Personal davon. Alle waren aufgeregt und tauschten ihre Meinungen über diese Geschichte aus. Es war ihnen jede Lust zur Arbeit vergangen. Diejenigen, die es nicht mitangesehen hatten, wollten es nicht glauben.

Auch der Korrespondenzchef Alexander hatte von diesem Vorfall erfahren und war mit dieser Meldung zum Oberbuchhalter gestürzt. Der verhielt sich skeptisch.

„Das kann kaum stimmen. Sein Vetter, der da draußen sitzt, hat noch vor ein paar Tagen . . . übrigens ist es am einfachsten, sich bei ihm zu erkundigen."

Wilhelm Overhoff kam und mußte bestätigen, daß sich die Verhältnisse Niemanns radikal geändert hätten. Um zu verbergen, daß er selbst nichts Genaueres wußte, tat er sehr geheimnisvoll. Daß sein Vetter Reichtümer erworben hatte, gab er zu; wieviel und auf welche Art, das verschwieg er.

Der Kollege, der an Niemanns Stelle gerückt war, trat ins Zimmer.

„Der Chef hat nach Ihnen geklingelt, Overhoff."

Herrn Kommerzienrat Wernheimer hatte das Rätsel Niemann keine Ruhe gelassen. Nicht etwa, daß er mißtrauisch gewesen wäre, an den mit voller Gewißheit ausgesprochenen Prognosen gezweifelt hätte. Ihn beschäftigte die Frage, woher Niemann das alles hatte.

„Na, was sagen Sie zu Ihrem Vetter?", empfing er Overhoff. Er konnte, wenn es nötig war, auch herzlich sein.

„Er hat Glück gehabt, Herr Kommerzienrat", erwiderte Overhoff mit Zurückhaltung.

„Glück gehabt — das sieht man. Auf welche Art?"

„Vorläufig bei einigen kleineren Spekulationen. Mein Vetter hat mir eine Stelle als Sekretär angeboten. Wenn ich sicher wäre, daß die Sache von Dauer ist . . . !"

„Sie haben doch nicht abgelehnt, Mensch! Niemann ist mir schon mit dem heutigen Tag über den Kopf gewachsen. Und er wird das noch allen anderen Leuten auf dem Platz besorgen. Sofort zupacken, sage ich Ihnen. In Ihrem eigenen Interesse nehmen Sie an, ohne viel zu überlegen! Niemann wird die moderne Geldmacht sein. Geh'n Sie zu ihm, unverzüglich. Erhalten Sie dem Hause Wernheimer diese Kundschaft. Wir legen den allergrößten Wert darauf!"

Am selben Abend trat Overhoff den Sekretärdienst bei seinem Vetter an. Wernheimer hatte ihn zum nächsten Kündigungstermin entlassen und bis dahin beurlaubt. Overhoff hatte sich also korrekt benommen. Das könnte man von Bertold Kiesling nicht behaupten. Er war all die Tage lang einfach vom Bureau weggeblieben. Durch einen Zufall stellte sich heraus, daß auch der Windbeutel Kiesling bei Niemann gelandet war. Das bedauerte weniger Herr Wernheimer als die gesamte Kollegenschaft. Kiesling war faul und unterhaltend gewesen.

Dienstag, 23. März, am siebenten Tage des „Beobachters", zog Kurt Niemann mit seinen beiden Sekretären in die Steglitzer Villa ein. Er übernahm alles, wie es lag und stand, selbst das Hauspersonal blieb das gleiche. Als an diesem Morgen ein amerikanischer Luxuswagen in der Auffahrtshalle des prächtigen Gebäudes hielt und der Chauffeur die Wagentür aufriß, fühlte sich Kurt Niemann restlos glücklich. Er stand mit seiner Handtasche in der Linken da und betrachtete die Leute, die sich auf den Stufen der Haupttreppe zum Empfang aufgebaut hatten. Der Kammerdiener war der erste, ein würdiger Mann mit wunderbar gepflegtem Backenbart; dann kam die Köchin; hinter diesen beiden die Stubenmädchen sowie zwei männliche Wesen, offenbar für die schweren Arbeiten. Etwas abseits, um schon auf diese Weise auch die innere Distanz von dem gewöhnlichen Personal zu markieren, stand das Gärtnerehepaar.

Der Kammerdiener fischte vergebens nach der Handtasche des gnädigen Herrn. Damit hatte eine halbe Stunde vorher schon Kiesling kein Glück gehabt.

„Danke, die trag ich lieber selbst."

Der neue Eigentümer, hinter ihm Overhoff, Kiesling und der Kammerdiener, schritt durch die Räume der Villa. Er besichtigte sie zum erstenmal. Er hatte Kiesling Vollmacht erteilt, abzuschließen, wenn er mit dem Zustand des Objektes zufrieden war.

„Ich sehe schon, daß Sie das ausgezeichnet gemacht haben. Da ist ja ein Raum schöner als der andere."

Aus der Halle ging es durch die Gesellschaftsräume: den roten Salon, das weißgoldene Speisezimmer, daran anschließend durch den Wintergarten und das Musikzimmer. Der herrliche Flügel dort interessierte Niemann weiter nicht; doch auf den ersten Blick hatte er ein Ungetüm von elektrisch betriebenem Grammophon entdeckt. Wenn es nicht nötig gewesen wäre, eine gewisse Zurückhaltung zu bewahren, so hätte er sich sogleich ein paar Platten angehört. Auch der Rauch- und Spielsalon wirkte vornehm. Nichts wirkte aufdringlich. Dieser Weißenberg schien ein Mann von Geschmack zu sein. Es tat Niemann leid, daß solch ein feiner Mensch um sein Vermögen gekommen war.

Im ersten Stockwerk lagen linker Hand die Räume des Hausherrn, auf der anderen Seite die Zimmer der eventuellen Frau. Alles weitere interessierte Niemann nicht. Er war überzeugt, daß die Räumlichkeiten des zweiten Stockwerkes sowie die Mansarden in Ordnung seien.

Er zog sich in seinen Arbeitsraum zurück, der saalartig und erfreulich sparsam eingerichtet war. Ein mächtiger Schreibtisch in der Mitte, in einer Ecke der Panzerschrank, und an den Wänden die verglasten Fächer der Bibliothek — sonst nichts! Da war Platz genug zu Spaziergängen, kreuz und quer, und um den Schreibtisch herum.

Niemann trat vor den Stahlschrank hin, der das einzige neue Möbel im Hause war, fingerte an der Ziffernmaschine, bis er die Geheimzahl eingestellt hatte, und öffnete die dicke Panzertür. Das geräumige Innere war öde und leer. Er begann sogleich, den Schrank zu füllen, indem er sein „Heiligstes", den „Beobachter", aus der Handtasche nahm und in einem der Fächer, die noch überdies versperrbar waren, unterbrachte. Dann aber holte er den ganzen Stoß wieder heraus und sortierte ihn nach Vergangenheit und Zukunft. Die Vergangenheit war schmächtig, eine dünne Schicht von Zeitungsblättern. Eine umfangreiche, gewaltige Zukunft lag noch vor ihm aufgehäuft. Eine einzige Woche erst war dahin. Ungefähr das Vierzehnfache dieser Zeit stand ihm bevor. Inzwischen würde Nachschub kommen. Doch auch, wenn nichts dergleichen geschah, bis Ende Juni hatte er Zeit genug, der reichste Mann der Welt zu werden!

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(34. Fortsetzung.)

Die Pehuenchen hatten in der Tat keinen Augenblick damit gesäumt. Wie nur der erste Warnungsschrei ertönte, daß die Wasser kämen, hatten sie augenblicklich drei starke Lassos um das Floß geschlungen und dann das Weitere abgewartet. Das Experiment schien aber nicht ohne jede Gefahr, denn sie mochten sich nicht ganz überzeugt halten, daß ihre drei Tiere auch wirklich stark genug wären, das Floß an Land zu ziehen, und war das nicht der Fall, so wären sie mit ihren Tieren verloren gewesen. Andere Lassos wurden deshalb noch in die Ringe ihrer Sattelgurte geschlagen und von zehn, zwölf Indianern am Ufer gehalten, und es schien beinahe, als ob die Pferde genau wüßten, um was es sich hier handelte, denn wie um einem plötzlichen Ruck zu begegnen, stemmten sie sich mit allen vier Füßen gegen das schon angespannte lederne, fast unzerreißbare Seil. Und der Ruck blieb nicht aus. Sowie die erste Sturzwelle das Floß faßte, drückte sie es erst unter Wasser und hob es dann empor, und das war der Augenblick, die äußerste Kraft der Pferde anzustrengen, damit es die dagegenpressende Strömung nicht hinwegriß. Im offenen Fluß wäre das kaum möglich gewesen, hier aber durch die drüben liegende Biegung begünstigt, war das Wasser an der Seite, in etwas wenigstens, gegen den zu starken Anprall geschützt. Es gelang ihnen, das Floß zu halten, und damit war alles gewonnen. So hoch es ging, wurde es jetzt nur noch heraufgezogen und dann an einigen starken Lassos befestigt. Und wenn der Fluß noch um sechs Fuß stieg, so tat er das jedenfalls allmählich, und es lag sicher vor jeder Gefahr.

Indessen war Mankelav in seines Bruders Zelt getreten, um ihm das Geschehene zu melden; ändern ließ es sich doch nicht mehr. Er fand Jenkitruß mit finster zusammengezogenen Braunen auf dem Tigerfell liegen, das sein Ruhebett überdeckte.

„Jenkitruß", sagte er, „der alte Mann, der sein Kind sucht, ist heute morgen über den Strom geschwommen."

„Ich weiß es", antwortete der Häuptling kurz und finster. „Du hast dir auch die Mühe gegeben, sein Gepäck nachzuholen."

„Ich konnte es doch nicht in den Händen von Tschaluaks Leuten lassen?"

„Und was nun? Du erinnerst dich doch, was ich dir gesagt?"

„Sprich mit ihm selber und fasse dann deinen Entschluß."

„Aber ich will ihn nicht sehen!" rief der Häuptling, gereizt von seinem Lager emporfahrend. „Was kann er mir sagen, was ich nicht schon selber wüßte? Soll ich mein eigenes Weib um silberne Sporen und bunten Tand verkaufen?"

Mankelav schwieg. Oft schon hatte er ihn früher gebeten, die Fremde nicht zum Weibe zu nehmen, schon um des Friedens wegen, der dadurch in seinem eigenen Zelte war untergraben worden. Alle Worte waren in den Wind gesprochen und verhallt; was brauchte er sie zu wiederholen?

„Behandle ihn gut", erwiderte Jenkitruß, durch dies Schweigen rasch besänftigt und doch auch mit dem Gefühl, daß er im Unrecht sei, — „aber hier im Lager will ich ihn nicht haben. Er darf meinem Zelt nicht zu nahe kommen, — sie nicht seine Stimme hören oder überhaupt erfahren, daß er in der Pampas ist. Draußen im Lager habe ich ein Zelt, wo unsere Vorräte liegen, — mache ihm da Raum, gib ihm genügend Felle zu einem warmen Lager, — er soll keine Not leiden, — wir haben genug zu leben."

„Und dann?"

„Wenn der Fluß fällt, geht er zurück. Der Winter wird nicht so anhalten, wie er begonnen hat. Cruzado bleibt bei uns. Ich will dem Chilenen Leute mitgeben, die ihn zurück über die Berge führen."

„Und die Deutschen?" sagte Mankelav. „Cruzado habe ich in Allumapus Zelt gelegt. Es ist dort Raum genug, soll ich sie ebenfalls dort unterbringen? Sie reden unsere Sprache nicht, und Cruzado kann ihnen helfen."

„Es ist gut, mache das wie du willst", sagte der Häuptling, wieder in seine alte Lage zurückfallend, „ich mag nichts weiter davon hören. Sowie der Regen nachläßt, werde ich überhaupt auf einige Zeit das Lager verlassen. Du bleibst indessen hier. Kehre ich zurück, so hoffe ich keine Fremden mehr zu finden."

„Du willst auf die Jagd?"

„Ja, — aber ich nehme mein Zelt mit mir", setzte er mit einem besonderen Ausdruck hinzu. „Kommen die Kaziken dann, nach denen wir gesandt, so bin ich schon zu finden. Saman kennt den Platz, den ich mir gewählt; es sind viele Guanakos dort, und als er zuletzt durch jene Flächen ritt, traf er allein drei Pumas in dem hohen Gras."

Mankelav neigte das Haupt; er wußte recht gut, daß er durch Widerspruch nichts an der Sache bessern, sie nur verschlimmern konnte. Er verließ das Zelt, um die Befehle seines Bruders auszuführen und die Gäste in den bestimmten Plätzen unterzubringen. Er begegnete gerade den vom Fluß kommenden Packtieren und sandte die dem Chilenen gehörigen, mit Saman nach dem für Don Enrique bestimmten Platz hinauf. Er bat dann Cruzado, den alten Chilenen mit seinem Diener Jose und den beiden ihn begleitenden Indianern dort hinüberzuschaffen und ihm dabei einzuschärfen, den Ort nicht in den nächsten Tagen zu verlassen, — keinesfalls eher, als er von Jenkitruß die Erlaubnis dazu erhalten würde.

Don Enrique fragte bittend, wann er sein Kind wiedersehen würde, aber der Häuptling zuckte die Achseln. Das hing alles von dem Willen des Kaziken ab, und Cruzado flüsterte ihm nur ein freundliches „Geduld!" zu, — es ließ sich eben mit den Indianern nichts überstürzen. Übrigens versicherte er ihm, daß es ihm dort an nichts fehlen sollte, — nur Geduld müsse er haben, — weiter nichts.

Der alte Mann fügte sich in alles, — machtlos war er in die Hand des Kaziken gegeben; nur Bitten hatte er, keine Gewalt, um sein Recht zu erzwingen, und was über ihn verfügt wurde, mußte er ertragen, schon seines Kindes wegen.

Gerade als er den Platz verließ, trafen die Deutschen mit ihrem Gepäck ein und wurden angenehm durch das geräumige und warme Zelt überrascht, in welchem außerdem schon ein tüchtiges Feuer brannte. Cruzado hatte Meier mit wenigen Worten gesagt, daß die Deutschen dies Zelt, in welchem er selber mit ihnen schlafen würde, als das ihrige betrachten möchten, und war dann dem alten Mann gefolgt, um diesen einzurichten.

„Alle Wetter, Don Carlos!" rief Reinwald, sobald sie sich allein sahen. „Was sagen Sie dazu? Das ist ja ein förmlicher Salon! Und diese elegante Einrichtung, — eins, zwei, drei, vier Pferdeschädel, die wahrscheinlich als Stühle dienen sollen. Wenn wir Stühle hätten, könnten wir sie als Fußbänke gebrauchen. Dort in der Ecke steht sogar eine Kommode, die freilich eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Schiffskiste hat, von der ich nur nicht begreife, wie sie ihren Weg hierher gefunden. Und diese famosen Guanakofelle. Ich habe eine wahre Sehnsucht, die Bekanntschaft eines Tieres zu machen, das so außerordentlich zweckmäßige Felle liefert."

„Na, ich denke, daß Sie's hier aushalten können", sagte Meier, der einen wohlgefälligen Blick umherwarf. „Jetzt wünsche ich mir wirklich, daß es die ganze Nacht regnen wollte, was vom Himmel herunterkann, nur um das wohltätige Gefühl zu haben, dabei im Trocknen zu liegen. Aber das weiß ich schon, wenn ich unter einem Zelte bin, regnet's gewiß nicht, sowie mich dagegen eine Nacht im Freien erwischt, dann können wir was erleben."

Der Doktor war augenblicklich, sowie er nur das Zelt betrat, zu dem Feuer gegangen, an dem er das Innere seiner Hände wärmte und den Kopf dabei von der Glut abdrehte.

„Wenn ich nur die verfluchten geschwollenen Drüsen nicht hätte!" sagte er. „Aber hier kann man doch wenigstens als Mensch existieren. Ich habe so eine Ahnung, daß ich hier einige Zeit bleiben werde, bis wir uns wieder etwas erholt haben. Wie sieht's denn mit unseren Lebensmitteln aus, Meier?"

„Das weiß ich nicht", erwiderte dieser, der seinen Poncho abgeworfen hatte und ihn an eigens für den Zweck bestimmten und von den Feuerhölzern niedergelassenen

Stöcken aufhing. „Eine Weile wird's wohl noch reichen; aber ich will sehen, daß uns Cruzado Guanakofleisch verschafft. Dort drüben am Zelt habe ich eins hängen sehen, das noch nicht lange erlegt sein kann. Nachher richten wir uns schon ein."

„O, nur ein einziges mal wieder eine anständige Mahlzeit!" sagte der Doktor, indem er sich auf einem der Pferdeköpfe am Feuer niederkauerte. „Einer meiner sehnlichsten Wünsche, so ein kleines Privatlogis für uns zu bekommen, ist doch jetzt erfüllt."

„Wie ist es denn mit des alten Mannes Tochter?" fragte Reiwald, der sich gelegentlich doch auch des Zweckes ihrer Reise erinnerte. „Haben Sie nichts gehört, Meier?"

„Ich fragte vorhin Cruzado," erwiderte dieser, sich dabei ganz ungeniert seiner Hosen entledigend, um sie ebenfalls am Feuer zu trocknen, „aber er tat so geheimnisvoll, daß ich ihn in Verdacht habe, selber nichts davon zu wissen. In der Nähe muß sie übrigens sein; denn sonst hätten sie nicht den Alten da draußen vor dem Dorf einquartiert. Vielleicht wollen sie ihn etwas aus dem Weg haben."

„Hm, höchst wunderliche Geschichte!" sagte Reiwald. „Und sie wird dabei gewissermaßen geschäftsmäßig betrieben. Viel Poesie ist nicht dabei, und sie hört schon ohnedies gründlich auf, wo man gezwungen ist, Pferdefleisch zu essen."

„Poetisch könnte die Sache eigentlich gemacht werden," sagte der Doktor, der die Wohltat der Wärme spürte und anfing, ein wenig aufzutauen, „wenn Sie z. B. das Mädchen fänden, Reiwald, auf Ihr Pferd nähmen, damit in den angeschwollenen Strom sprängen und hindurch schwömmen. Die paar Tagereisen nach Chile hinein müßten Sie freilich noch mit ihr reiten."

„Jawohl, und die ganze Horde mit den verdammt langen Lanzen, auf denen sie Bajonettspitzen, Messerklingen und Gott weiß was sonst angebracht haben, hinter einem. Außerdem kommen wir jedenfalls um einen Posttag zu spät, denn die junge Dame wird lange verheiratet sein und der glückliche Gatte sich nächstens, — wenn auch nicht in einem schwarzen Frack, doch in einer braunen Haut, — seinem Schwiegerpapa vorstellen lassen."

„Sie haben auch damals noch ein chilenisches Mädchen aus Concepcion oder aus der Nachbarschaft mitgenommen, wie mir Cruzado sagte," bemerkte Meier. „Deren Eltern oder Verwandte schienen sich aber ihretwegen nicht besonders anzustrengen; denn so viel ich weiß, haben sie nicht einmal eine Reihe Glasperlen mitgeschickt, um sie wieder einzulösen."

„Du lieber Gott," sagte Reiwald teilnehmend, „es ist vielleicht eine Waise, um die sich dann freilich niemand bekümmerte. Doktor, da könnten wir ein gutes Werk tun. Wir haben noch Geschenke genug mitgebracht. Wenn wir zusammenlegen, sind wir vielleicht imstande, sie freizukaufen. Damit bekäme unsere Reise auch einen Zweck, so daß wir uns nicht bei der Rückkehr blamieren; denn daß wir zu unserem Vergnügen in die Pampas geritten wären, bliebe doch eine gar zu freche Lüge."

„Und rechnen Sie das ethnographische Interesse gar nicht?" sagte der Doktor.

„Damit kann man sich allenfalls herausreden," meinte Reiwald. „Jedenfalls müssen wir aber herauszubekommen suchen, wo die Sennorita steckt und wem sie jetzt gehört; nachher läßt sich vielleicht ein Wort mit dem roten Heiden reden. Meier, das könnten Sie uns besorgen, und wenn wir sie loseisen, ehe wir fortgehen, kann sie uns solange hier die Wirtschaft führen."

„Ja, recht gern!" sagte Meier. „Cruzado wird's wohl herausbekommen. Wenn sie hübsch ist, hält's immer schwer, denn die Wilden haben eine Hauptpassion für weiße Frauen. Jetzt machen Sie sich's aber bequem," fuhr er fort, „denn in den nassen Kleidern herumzustehen, ist kein Vergnügen. Nachher wollen wir sehen, daß wir einen Jungen auftreiben, der uns einen Topf Wasser vom Fluß heraufholt. Warten Sie, ich will gleich einmal hinaussehen."

„In dem Kostüm?" schrie Reiwald, der wohl glauben mochte, daß er sein Beinkleid ganz vergessen habe.

„Wir sind ja hier unter uns," lächelte Meier und trat wie er war, auf die Straße hinaus, von der er auch bald darauf mit einem halbwüchsigen Jungen zurückkehrte. Dem zeigte er nur den Topf und ein Stück Tabak, als der Junge das Gefäß mit einem lauten Freudenschrei aufgriff und damit, was er laufen konnte, zum Wasser hinuntersprang. Er kehrte auch nach unglaublich kurzer Zeit wieder mit dem gefüllten Topf zurück, in welchem sich die Deutschen jetzt vor allen Dingen einen tüchtigen und starken Kaffee brauten.

(Fortsetzung folgt)



Bunte Chronik



* **Domitrescus lebende Bittschrift.** Der Straßenphotograph Joel Domitrescu in Kronstadt, Vater dreier kleiner Kinder, lebte in recht bedrängten Verhältnissen. Darum traf es ihn um so schwerer, als kürzlich sein „Atelier", wie er stolz einen elenden Schuppen nannte, in dem er zu arbeiten pflegte, eines Tages kurzerhand enteignet und abgerissen wurde, weil man den Platz für eine landwirtschaftliche Ausstellung brauchte. Von irgend welcher Entschädigung war keine Rede. Da alle Beschwerden bei den Kronstädter Behörden sich als erfolglos erwiesen, beschloß Domitrescu, um zu seinem Rechte zu kommen, sich an das Ministerium zu wenden; er setzte sich also mit seinen drei Kleinen auf die Bahn und fuhr nach Bukarest. Er hielt eine persönliche Aussprache mit dem zuständigen Minister für das beste Mittel, um zu seinem Gelde zu kommen, und meinte auch, daß der Anblick der drei Kinder selbst die verstockteste Beamtenseele rühren müsse. Vielleicht hätte der Photograph auch Erfolg gehabt, wenn er nur einen der hochmögenden Herren Räte, vom Minister ganz zu schweigen, einmal zu Gesicht bekommen hätte. Aber da haperte es leider. Domitrescu wanderte stundenlang durch die Flure und Gänge des Ministeriums, immer seine drei S[illegible]linge an der Hand; aber alle Welt war schwer beschäftig[illegible] [illegible] den armen Straßenphotographen dahinten aus Siebenbürgen hatte niemand Zeit. Domitrescu sah, daß er so nicht zum Ziele kam; er entschloß sich daher zu einem Gewaltstreich. Er ließ die drei Kinder einfach auf dem Flur des Ministeriums stehen, ging zur Bahn und fuhr nach Kronstadt zurück. Was er erwartet hatte, traf ein. Ein klägliches Geschrei „Vati! — „Vati!" aus drei kräftigen Kehlen erfüllte alsbald die sonst stets in feierlicher Ruhe liegenden Räume des Ministeriums. Die Diener, die Stenotypistinnen, die Sekretäre, alle eilten herbei und suchten die drei Schreihälse zu beruhigen — natürlich vergeblich. Schließlich wurde der Herr Minister höchstselbst durch den Lärm aus seiner beschaulichen Ruhe aufgeschreckt. Er ließ sich über den Fall berichten, die Angelegenheit wurde untersucht; und da es klar auf der Hand lag, daß dem Photographen schreiendes Unrecht geschehen war, erging die Verfügung, den geforderten Schadenersatz zu zahlen; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Straßenphotograph zuvor seine drei schreienden Kinder wieder zu sich nehme. Domitrescu kam dieser Vorschrift mit Vergnügen umgehend nach und kehrte um einige tausend Lei reicher wieder nach Kronstadt zurück. Die „lebende Bittschrift" hatte ihre Wirkung getan.

Lustige Rundschau



* **Suppen.** „Kellner, gestern war in meiner Suppe ein hinterer Kragenknopf. Heute finde ich darin einen Kragenknopf für vorn." — „Vielmals Verzeihung." — „Ich bin gar nicht böse", meint der Gast; „aber verraten Sie mir, an welchem Tage Sie Krawatten in die Suppen tun."

*

* **Grund zur Ehe.** „Du hast dich verheiratet?" — „Ja. Das Wirtshausessen hat mir nicht mehr geschmeckt." — „Und jetzt?" — „Jetzt schmeckt es mir wieder."

*

* **Milderungsgrund.** „Sie haben fünfundvierzig Dutzend Taschentücher gestohlen. Können Sie irgend etwas als Entschuldigung sagen?" — „Jawohl, Herr Kommissar! Ich hatte einen furchtbaren Schnupfen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.